



Heutige Meute: Darstellerinnen und Darsteller aus "Sounds of Resistance" am 24. April in Leipzig © Jan Kräutle/ZEIT ONLINE

"Sounds of Resistance"

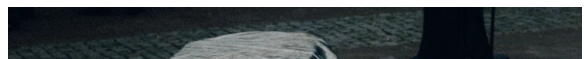
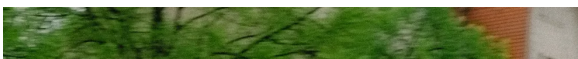
Ein Flugblatt für den Frieden

Meuten nannten sich im Leipzig der NS-Zeit junge Gruppen, die den Widerstand gegen die Diktatur probten. Schorsch Kamerun ehrt sie mit einem Freiluft-Theaterstück.

Von Pauline Graf, Leipzig • Fotografie: Jan Kräutle

5. Mai 2025, 12:30 Uhr

Sofia trägt orangefarbenen Lidschatten, der sich wie Flammen über ihre Stirn schlängelt, sie hat ein neongelbes Cape an und tanzt im Regen. Zwischen den Zuschauern fliegt sie umher, die "Vermittler-Libelle", wie der Punkmusiker und Theaterregisseur Schorsch Kamerun [<https://www.zeit.de/2016/17/schorsch-kamerun-die-jugend-ist-die-schoenste-zeit-des-lebens-roman>] Sofias Rolle vorstellt. Gerade hat sie eine Zuschauerin fixiert, tanzt auf die Frau zu, nur um im letzten Moment hinter einem blauen Raumteiler zu verschwinden. Sofia spielt eine Vermittlerin zwischen den Schauspielern und dem Publikum, aber auch zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, um die es heute gleichermaßen gehen soll: Zwischen 1933 und 1942 trafen sich unweit von genau diesem Platz, dem Lindenauer Markt im Leipziger Westen, etwa 100 Arbeiterkinder, die unter dem Namen Meute Reeperbahn eine Gegenbewegung zur Hitler-Jugend (HJ) bildeten. "Deutsche Jugend, kämpfe mit uns für einen gemeinsamen Frieden", ruft eine zweite Schauspielerin – Worte, die aus einem Originalflugblatt der Meute stammen.





Auch eine Sängerin, die eher an die Oper als an die Meuten erinnert, ist aufgetreten. © Jan Kräutle/ZEIT ONLINE



Teil der Veranstaltung war die Enthüllung eines Gedenksteins, auf den das Leipziger Jugendparlament seit Jahren drängt. © Jan Kräutle/ZEIT ONLINE

Die Veranstaltung mit dem Titel *Sounds of Resistance* ist den heute weitgehend vergessenen Leipziger Meuten gewidmet. Etwa 20 Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 16 und 20 Jahren haben das Stück am Leipziger Theater der Jungen Welt auf die Beine gestellt, unter der Regie von Schorsch Kamerun [<https://www.zeit.de/thema/schorsch-kamerun>], dem Sänger der Goldenen Zitronen aus Hamburg. Die Produktion ist Teil eines größeren Projekts: Nicht nur weihte Oberbürgermeister Burghart Jung (SPD) in dessen Rahmen auf dem Marktplatz einen neuen Gedenkort und Gedenkstein für die Meuten ein, auf den das Leipziger Jugendparlament seit Jahren gedrängt hatte. Die Idee, Jugendbewegungen gegen den Nationalsozialismus theatralisch aufzuarbeiten, wuchs auch über Leipzig hinaus bis nach Duisburg. Dort setzt sich das Schwesterprogramm *House of Resistance* am 8. Mai mit den weitaus bekannteren Edelweißpiraten auseinander, auch hier unter der Leitung von Kamerun, dieses Mal gemeinsam mit den Duisburger Jugendlichen der transkulturellen internationalen Jugendbühne Bahtalo.

"Es war eine Art Mutprobe"

Es geht viel um Kamerun an diesem Nachmittag und in diesem Projekt, aber noch mehr geht es um Jugendliche, damals wie heute. Und um die zeitlosen Fragen, wann jugendliche Rebellion gegen die Obrigkeit zur Notwendigkeit wird und wann gar von politischem Widerstand die Rede sein kann. Ausgangspunkt dafür sind die Meuten, 20 Cliquen waren das, über ganz Leipzig [<https://www.zeit.de/thema/leipzig>] verteilt. Sie trugen Namen wie Hundestart, Texas oder eben Reeperbahn, weil

die nahegelegene Georg-Schwarz-Straße als Reeperbahn von Leipzig galt. In den 1930er-Jahren gehörten über 1.500 Jugendliche aus der Arbeiterklasse einer Meute an, was diese zur größten informellen Jugendbewegung ihrer Zeit machte.

Meuten trafen sich auf öffentlichen Plätzen [<https://leipzigermeuten.wordpress.com/geschichte/>], Mädchen und Jungen gemeinsam, radelten zu den Seen des Leipziger Umlands, einige hörten und tanzten zu Jazz. Erkennungszeichen: Wanderkleidung, Lederhosen und karierte Blusen, Totenkopf- und Edelweiß-Anstecker. Das Bestehen von Gruppen abseits der HJ und dem Bund Deutscher Mädel (BDM) provozierte das NS-Regime so sehr, dass es mit drakonischen Strafen reagierte: Etwa 100 Meuten-Mitglieder verurteilte man von 1938 an wegen angeblicher Vorbereitung zum Hochverrat oder der Neubildung von Parteien zu mehreren Jahren Zuchthaus. Andere kamen in sogenannte Jugendschulungslager, um ihnen ihre "politische Unzuverlässigkeit" auszutreiben, wie es hieß. Einige, etwa Wolfgang Schieweg, der Anführer der Meute Reeperbahn, waren bis Kriegsende gar im KZ Buchenwald inhaftiert. In der Gedenkstätte des KZ finden sich Erinnerungstexte von Schiewegs Freund Rolf Franz, der der Meute ebenfalls angehörte: "Was uns einte, war die gemeinsame Kontra-Haltung – um es 'sanft' auszudrücken – gegenüber allem, was von den Nazis kam und mit ihnen zusammenhing. (...) So wirklich ernst genommen haben wir das allesamt nicht. Es war eher eine Art Mutprobe."

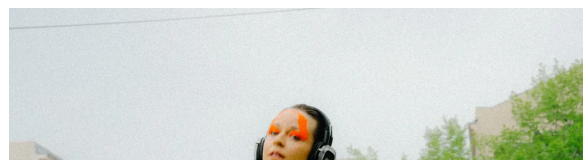
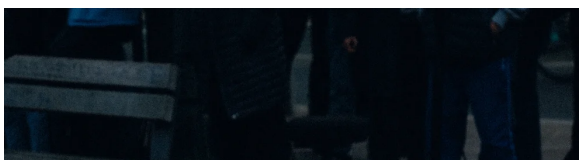
Dr. Sascha Lange ist Historiker, sein Fachgebiet ist Leipziger Jugendopposition gegen die Nationalsozialisten. Wie kein Zweiter habe er sich für die Meuten "durch Archive gegraben", sagt der Sohn von Bernd-Lutz Lange, Kabarettist und Mitinitiator der Montagsdemonstrationen von 1989, selbst von sich. Die Meuten haben den totalitären Machtanspruch der Nationalsozialisten eingrenzen wollen, erklärt Lange, "was sie zu Oppositionellen macht, aber nicht auf einer Stufe stehen lässt mit dem organisierten Widerstand der Weißen Rose oder gewissen Attentatsversuchen."



Auf den Barrikaden: Meuten-Darsteller aus "Sounds of Resistance" © Jan Kräutle/ZEIT ONLINE

Die Mitglieder der Meuten, die gemeinsam "herumlungerten", wie die Nationalsozialisten es nannten, lebten in einem totalitären Staat. In ihrem reinen Dasein schon lag ein symbolischer Widerspruch gegen das Regime, das einen von 1938 an dafür möglicherweise mit dem Leben zahlen ließ. Dabei hatten die Jugendlichen ganz verschiedene Motivationen, den Meuten beizutreten. Nicht alle davon waren ideologisch, was sie unterscheidet von den meisten erwachsenen Widerstandsgruppen des Leipziger Arbeitermilieus, etwa der kommunistischen Schumann-Engert-Kresse-Gruppe. Es habe sich um ein "jugendliches Sammelbecken an Weltanschauungen" gehandelt, wie Sascha Lange es nennt. Manche der Jugendlichen waren in der Weimarer Republik in Arbeiterjugendverbänden organisiert, andere kamen aus der nationalistisch orientierten Bündischen Jugend hinzu, wenige auch aus kirchlichen Verbänden, denen das NS-Regime von 1935 an alle nicht direkt religiösen Aktivitäten verboten hatte.

"Es lebe der Broadway"





Der Gedenkstein für die Meuten, der Fragen stellt, die sich direkt an die Passantinnen und Passanten richten. © Jan Kräutle/ZEIT ONLINE



Sofia, die "Vermittler-Libelle" © Jan Kräutle/ZEIT ONLINE

Die Meuten-Mitglieder verweigerten den Eintritt in die HJ sowie in den BDM, bis er 1939 Pflicht wurde. "Das waren organisch gewachsene, identitätsstiftende Cliquen", sagt Lange. "Man kannte sich aus der Nachbarschaft, aus dem Sandkasten – das Gegenteil der Jugendverbände der NS, auf die man vielleicht deshalb schon keine Lust hatte, weil die Anführer der HJ meist Gymnasiasten waren und manche Arbeiterkinder sich von Gymnasiasten nichts sagen lassen wollten."

Vereinzelt hat es auch strukturierte Protestaktionen gegeben, etwa als einige Meuten-Mitglieder auf das Dach eines Hauses kletterten, in dem die HJ tagte, und den Schornstein verstopften, sodass die Zimmer ausräucherten. Genau einmal haben die Meuten in Leipzig auch ein Flugblatt verfasst. "Deutsche Jugend, kämpfe mit uns für einen gemeinsamen Frieden", heißt es darin. "Es lebe der Broadway."

Der Broadway, ein Symbol für die USA, das Edelweiß und die Lederhose als Symbole für die Natur – und alle gleichermaßen Symbole eines Kollektivs, das sich wehrt gegen die Konformität, die der Nationalsozialismus [<https://www.zeit.de/thema/nationalsozialismus>] von Jugendlichen verlangte. "Man beamte sich mit seinen Codes dorthin, wo man gerade lieber wäre als in der engen Wohnung der eigenen Eltern in Leipzig", sagt Lange. "Sei das nach New York oder auf den Gipfel eines Berges in den Alpen." Jedenfalls an einen Ort, an dem einen die HJ nicht finden konnte.

Was für die Meuten die Lederhose war, waren für Schorsch Kamerun die eigens zerrissenen Klamotten. "Jugendrebellion, *tell me about it*", beginnt der 62-Jährige lachend das Gespräch am Rande der Premierenfeier von *Sounds of Resistance*.

"Damals hingen die Jugendlichen in Wandervogel- Tracht rum, und es war Provokation. Wir Punker in den Achtzigern hatten gefärbte Haare, und es war Provokation. Heute schwingen junge Menschen Regenbogenflaggen, und es ist Provokation." Die Codes seien unterschiedlich, die Ziele aber zeitlos: "Auch mir ging es darum, Abläufe zu stören, Altkonservative und Autoritäre zu irritieren und mich so auszudrücken, wie ich gerade lustig war. Den meisten Spaß und die größte Wirkung erreicht man dabei in Gruppen." Der enttäuschendste Moment, das empfinde er so, seitdem er 15 war, sei für ihn der, "wenn radikales Anderssein zur schunkelfähigen Marke wird. Wenn Punk im Stadion auftritt oder wenn sich die Lokalpolitikerin der CDU plötzlich auch die Haare blau färbt. Dann muss ich mir schleunigst eine neue Frisur überlegen, sonst entsteht noch Verwechslungsgefahr. Einen Topfschnitt oder Minipli sollte man also nie ganz ausschließen."

"Es ist befreiend, die eigene Identität im öffentlichen Raum zu spüren"



Regisseur, Musiker und ewiger Punk: Schorsch Kamerun © Jan Kräutle/
ZEIT ONLINE

Die Goldenen Zitronen [<https://www.zeit.de/hamburg/2024-12/die-goldenen-zitronen-band-punk-musik-hamburg>] gründeten sich in der Hamburger Hausbesetzerszene der 1980er-Jahre als Fun-Punk-Band. Mit Songs wie *80 Millionen Hooligans* [<https://www.youtube.com/watch?v=9VTPttz2oD0>] aus dem Jahr 1991 nahmen sie aber auch die rechtsextremen Ausschreitungen der Baseballschlägerjahre [<https://www.zeit.de/schwerpunkte/baseballschl>

aegerjahre] ernst und positionierten sich klar. In Leipzig, erzählt Kamerun am Lindenauer Markt, seien sie kurz vor der Wende vermeintlich illegal in einem Kirchenkeller aufgetreten. "Ganz konspirative Einladungen gab's da. Und es war auch ein großes Fest von gemeinsam erlebter Ordnungswidrigkeit – dachten wir. Erst letztes Jahr bekam ich ein Foto, das die Stasi von uns gemacht hatte, bei dem Anlass."

Ob Kamerun wirklich Parallelen ziehen würde zwischen seiner außerparlamentarischen Opposition und der Bewegung der Meuten? Relativiert das nicht den Mut Letzterer, weil man sie nicht losgelöst von Zeit und Raum und Brutalität des Regimes beurteilen sollte, in dem sie sich bewegten? "Natürlich drohte mir als Punker nie Zuchthaus", sagt Kamerun. "Es geht mir nicht um den Vergleich der Realitäten, mit denen ich als Jugendlicher und die Meuten als Jugendliche konfrontiert waren." Was er aber "nachfühlen" könne, sei die Motivation: "Es kann sich sehr selbstwirksam anfühlen, mit Gleichgesinnten einen überengen Ist-Zustand herauszufordern. Statt dann zu sinnieren über das, was stört, der Kapitalismus, die Klimakrise, die scheiß Autoritäten, die alles zu Konfektionsware machen wollen – lohnt sich das 'Ins-Machen-Kommen'. Manchmal klappt es und man bewirkt wirklich etwas. Manchmal scheitert es und man muss sich neue Strategien überlegen."

Kamerun überlegt, guckt auf die Uhr, gleich muss er zurück zu den jungen Schauspielern, mit denen er heute die Meuten feiert. Er wolle ihnen nicht "als Onkel Punk etwas von 'früher war alles besser' erzählen": "Ich will sie vielmehr dazu motivieren, wie befreiend es sein kann, die eigene Wirksamkeit im öffentlichen Raum zu testen, zu verändern, sich hier auf den Marktplatz zu stellen, zu tanzen und zu nerven, zu singen und zu wüten. Gemeinsam sein, ausgelassen und seltsam." Jeder Passant wird sie hören und sehen, ob er will oder nicht. "Dabei gedenken wir einer Gruppe Jugendlicher, die letztendlich genau das Gleiche vor 80 Jahren versucht hat, mit völlig anderen Konsequenzen natürlich. Wobei sich aktuell ähnlich totalitäre Zeichen nicht nur andeuten."

"Es gibt wieder Kräfte, die zurück zum Alten wollen"



Junge Darsteller aus "Sounds of Resistance": Helene Gildemeister (rechts) und Jonathan Hutt © Jan Kräutle/ZEIT ONLINE

Den Meuten jedoch wurde schon dieses Tanzen, Singen und Nerven, der bloße Ausdruck ihrer jungen Identität als Teil eines nichtstaatlichen Kollektivs, verboten. Kann man die Provokation, die von ihren Lederhosen und dem verstopften Schornstein ausging, und das Risiko, dem sie sich dabei aussetzten, wirklich auch nur im Ansatz mit dem vergleichen, wogegen sich junge Menschen heute wehren?

Fragt man sie doch selbst, die jungen Darsteller von *Sounds of Resistance*. Helene Gildemeister ist 16, Jonathan Hutt ist 20 Jahre alt. Sie geht in die zehnte Klasse eines Leipziger Gymnasiums, er studiert Theaterwissenschaften. Ein Jahr lang haben sie sich in einer Gruppe von jungen Menschen, die sich davor kaum kannten, gemeinsam mit Schorsch Kamerun und unter der wissenschaftlichen Beratung von Sascha Lange mit den Meuten befasst. "Schorsch hat uns am Anfang vor allem Übungen machen lassen", erzählt Helene. "Wir sind so im Probenraum rumgerannt, wie wir es gerade gefühlt haben. Einige von den Bewegungen haben wir dann in das Stück eingebaut." So etwas Ähnliches wie ein Drehbuch habe es erst nach Monaten gegeben, sagt Jona. "Schorsch hat uns immer wieder gefragt, was die Meuten mit uns zu tun haben." Er überlegt: "Zwar denke ich schon, dass ich in Deutschland frei meine Meinung sagen darf, aber auch heute provozieren gewisse Verhaltensweisen und Äußerlichkeiten, Kleidungsstile oder Hautfarben

Ressentiments." Helene ergänzt: "Ich merke, dass es wieder Kräfte in der Politik und in der Gesellschaft gibt, die zurück zum Alten wollen, die Anpassung von uns fordern, etwa bei den Rollenbildern von Mann und Frau."

Ohne Plot, aber emotionsgetrieben

Der regnerische Tag schreitet voran am Lindenauer Markt, der Moment der Premiere ist gekommen. Auf mehreren Handys ist der Regenradar geöffnet, "dass es trocken bleibt, wäre jetzt sehr wichtig", sagt Kamerun und blickt besorgt in den Himmel. Jona, Helene und die anderen mittlerweile kostümierten, geschminkten und nervös kichernden Jugendlichen bekommen noch ein Gen-Z-Herz vom Regisseur: Er formt die Hände zu einem Herz, zwinkert ihnen zu. Dann weist Kamerun die Zuschauer und schaulustigen Passanten auf dem Marktplatz an, dass sie sich "ruhig mitten rein setzen sollen" in das eher angedeutete Bühnenbild, bestehend aus Raumteilern, Rollrasen, einem Kiosk und einer Tribüne.

Die Jugendlichen spielen zwar die historischen Meuten, gegnerische Cliques, die in der Produktion auftreten und wahrscheinlich auf die HJ verweisen, beschimpfen diese Meuten aber mit Beleidigungen, die der Gegenwart junger Leipziger entspringen: "Ihr roten Gender-Connewitzer! Multikulti-Idioten!" Kameruns Gesang ertönt dazu von einem überdachten Mischpult aus, während die ersten großen Regentropfen auf den Lindenauer Platz fallen. Einem wirklichen Plot scheint die Produktion nicht zu folgen, da hatte Jona recht, es handelt sich eher um aneinandergereihte Szenen und Songs. Die eine oder andere heutige Parallele zur Oppositionsgruppe der 1930er-Jahre wirkt forciert – kein Punk und auch kein Jugendlicher kann schließlich gerade behaupten, so vom Staat bedroht zu werden wie früher die Meuten.



Aber eine klare Message, eine differenzierte Aufarbeitung der Meuten und des Begriffs Widerstand, ist auch gar nicht das Ziel der Produktion. In der Form gleicht *Sounds of Resistance* dem Protest der Meuten: unorganisiert, ohne Plan und Plot, etwas wirr, aber dafür umso ausdrucksstärker und emotionsgetriebener. Jugendlich eben.

Das sind so Gedanken, die man sich in den ersten 30 Minuten der Premiere macht. Dann kommt er leider doch, der Wolkenbruch. Regenschirme, pitschnasse Schauspieler, Kameruns Mikrofon ist auch schon ziemlich feucht: "Leute, es tut mir so leid, aber es geht nicht weiter. Aber ein gemeinsames Lied muss schon noch sein", sagt er. Ein Jahr lang Proben, Geschichtsvorträge bei Sascha Lange, tanzen mit Schorsch Kamerun, um sich den öffentlichen Raum auf dem Lindenauer Markt als buntes Kollektiv zu erobern. Und jetzt scheitert es am Wetter. Immerhin: Ein Zeichen gesetzt haben die Jugendlichen, sich erlebt als Gruppe, und ein paar weitere Vorstellungen bleiben ihnen in Leipzig noch. Darüber hinaus kann man nur hoffen, dass am 8. Mai in Duisburg die Sonne scheinen wird für den zweiten Teil der Produktion.

Das Schwesterprogramm zu "Sounds of Resistance" findet unter dem Namen "House of Resistance" am 8. Mai in Duisburg statt.